

Vorwort

Immer wieder, in Veröffentlichungen der letzten Jahre, wird die Frage aufgeworfen, warum Schopenhauer, wie es im Jargon der „Jetztzeit“ heißt, „nicht angekommen sei“. Die Frage fordert, so scheint uns, andere, tiefer schürfende und sachlichere Antworten, als sie etwa in Marcuses Aufsatz „Das Gespräch ohne Schopenhauer“ (Der Monat, 1955) oder in der kleinen Schopenhauer-Auswahl Reinhold Schneiders zu finden sind. Die Vorträge unserer Pflingsttagung von 1955, die im XXXVII. Jahrbuch für 1956 gedruckt vorliegen, haben sich z. T. um solche Antworten bemüht. Dem gleichen Bemühen sind die beiden einleitenden Aufsätze des vorliegenden Jahrbuchs, von Christoph Meyer und von Michael Landmann, entsprungen, — sie untersuchen von verschiedenen Gesichtspunkten aus das Verhältnis Schopenhauers zu seiner Zeit und weiterhin zu unserer Zeit.

Wir möchten glauben, daß das Unzeitgemäße ganz wesentlich dem Werke Schopenhauers zugehört. Aber die Gesetze des Unzeitgemäßen wären festzulegen.

Man hat „Die Welt als Wille und Vorstellung“ als ein Dokument des Scheiterns an der Welt, der Enttäuschung und der Klage angesehen. In Wirklichkeit bringt es so wenig den inneren Rückschlag der Restaurationszeit zum Ausdruck wie den seelischen Verfall nach 1848: etwa die Ratlosigkeit nach dem Untergang der Hegelei und nach dem Fehlschlagen der politischen Erhebung. Das alles sind Tatsachen, die (zu einem Teil) den späten Erfolg von Schopenhauers Werk erklären, nicht aber seinen Ursprung. Das Buch, das 1818 vorlag, ist mit seiner Werdezeit erwachsen, nicht gegen seine Zeit: in der weltoffenen Auseinandersetzung mit den Mitlebenden — und das bedeutet: irgendwie aus den romantischen Bereichen und im Begleitgang zu den vielverschlungenen Wegen des idealistischen Denkens, zu Schelling, den der Göttinger Student Schopenhauer nicht ohne Nutzen gelesen, zu Fichte, den er in Berlin gehört hat.

Man kennt den unwilligen Ton seiner Randschriften zu den Vorlesungen, der das schonungslose Urteil späterer Jahre unmittelbar anzukündigen scheint: Schelling ein Windbeutel, Fichte nicht nur ein Windbeutel und Sophist, sondern der Vater der Scheinphilosophie, seine Worte bloßer Hokuspokus und unsinniges Wischiwaschi . . . Aber das sind Strafwerke aus der 2. Auflage des Buches — 25 Jahre später —, im Text der 1. Auflage ist alles noch zu einer leisen Ironie über die „originellen und tiefen Philosophen“ seiner Zeit geebnet, davon in Deutschland „mehr zugleich leben als sonst etliche Jahrhunderte hintereinander aufzuweisen hatten“. In diesem leiseren, verbindlicheren Tone lebt das Buch in dieser ersten Fassung, bei allem Bewußtsein seines Ranges noch durchaus in der Erwartung der Leser, die seine Zuordnung

in die wesentliche Zeitleistung vollziehen mögen. An diese Leser wendet sich die Vorrede, — erst die Vorrede zur 2. Auflage wird das Werk den Zeitgenossen und den Landsgenossen entrücken und es schlechthin der Menschheit übergeben.

Der Leser, auf den es damals, zur Zeit des ersten Erscheinens, anzukommen scheint, ist Goethe. Lange, mit Hingebung und bis zuletzt vergeblich hat Arthur Schopenhauer um ihn geworben, die mit Sehnsucht erwartete Meinungsäußerung über „Die Welt als Wille und Vorstellung“ bleibt aus. Goethes Schweigen — ein Schweigen wie zu Kleists „Penthesilea“, zu Beethovens Egmont-Ouverture bringt die erste schwere Enttäuschung in das Leben Schopenhauers. Aber die großen Entscheidungen seiner Mannesjahre liegen noch vor ihm. Er tritt seine erste Reise nach Italien an, und nach der Rückkehr beginnen, in großer Zuversicht, die Jahre seiner akademischen Wirksamkeit.

Erst in der späteren Berliner Zeit wird das Mißverhältnis zwischen Werk und Leben offenkundig. Sein Buch ist unbekannt geblieben, seine Vorlesungen finden keine Zuhörer, Pläne einer Habilitation an einer anderen Universität zerschlagen sich, ein ärgerlicher Rechtshandel zieht sich durch Jahre hin, Vermögensverluste treten ein. Seinen Arbeiten sind bescheidene Ziele gesteckt. Er denkt an Übersetzungen, die nur am Rande noch an Wesen und Aufgabe seiner geistigen Existenz rühren. Und dann lebt er (seit 1833) in Frankfurt, einsam seinem Werke hingegeben. In langen Jahren, in denen seine Bücher ungelesen bleiben, die kleine Schrift „Über den Willen in der Natur“ ebenso wie „Die beiden Grundprobleme der Ethik“, tritt der Gegensatz des einsamen, in sich gekehrten Denkers zu einer elenden Zeitgenossenschaft immer deutlicher zu Tage. Das Werk des jungen Mannes wird vor der Erkenntnis des Alters hart geprüft. Seine Äußerung in den späten Jahren ist, auf das Werk hin gesehen, immer nur Bestätigung, auf das Leben hin gesehen, immer zur Anwendung aus ständig erneuerter Erfahrung.

Seit langem trägt er Rock und Mantel nach dem gleichen, einmal in jungen Jahren festgelegten Schnitt, und so trägt er das Bild seiner Jugend auch äußerlich in sein Alter hinein. Ein Besucher in seinen letzten Lebensjahren, Foucher de Careil, empfindet ihn als Zeitgenossen Voltaires und Diderots, Helvetius' und Chamforts, als den „letzten Causeur des 18. Jahrhunderts“. Und auch der Masse der Mitlebenden erscheint er wie ein Fremdling aus einer anderen Zeit. Seine Neigung zu gestikulierendem Selbstgespräch, sein auf eiligen Spaziergängen ihn begleitender Pudel, — das sind die Vorstellungen, die man mit dem Begriff Schopenhauers verbindet. Er gilt als der Sohn der berühmten Johanna Schopenhauer.

Nach Goethe ist ihm kein Zeitgenosse von Rang und Namen nähergetreten. Die Begegnung mit Hegel bei der Probevorlesung in Berlin hat eine lebenslange Feindschaft eingeleitet, die sich bei Hegel in völliger Nichtachtung des jungen Mannes kundgibt, bei Schopenhauer in einem mit steigender Erbitterung geführten Kampf gegen den Charlatan und Unsinnsschmierer, den Hanswursten Schellings und geistigen Kaliban und seine Philosophie des absoluten Unsinnns. Aber Schopenhauers Worte, auch die stärksten, verhallen ungehört. Im Herbst 1827 macht er die Bekanntschaft Alexander von Humboldts, — er findet nur Talent, wo er Genie vermutet hat.

Und später sind die ranggemäßen Begegnungen seines Lebens nur mehr Begegnungen mit der Vergangenheit: mit Beethoven (um 1830), mit dem Pathologen Bichat (um 1838), mit Meister Eckhart (1858), mit Leopardi (1858). Im Verkehr mit seinen Büchern, mit den zurückgelassenen Gedanken der Wesen, die ihm ähnlich waren, mag er sich vorkommen wie der Forscher auf menschenleeren Inseln, den die Spur der früher Dagewesenen vertrauter anspricht als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen. Keine Reise unterbricht die letzten dreißig Jahre seines Lebens, kaum einmal ein kurzer Ausflug nach Mainz oder Aschaffenburg. Er bedarf keiner Auffrischung, keiner Entlastung durch andere Orte, andere Menschen. Was Tag und Stunde herantragen, gleitet spurlos an ihm vorüber. Die Dichtung, die Musik, die geistigen, die wirtschaftlichen und sozialen, die politischen Strömungen seit den dreißiger Jahren, — das alles ist, so eifrig er an Hand der „Times“, der „Blätter für literarische Unterhaltung“, der „Zeitschrift für Philosophie“ und anderer Blätter es verfolgt, sehr fern von ihm. Auf den Gebieten der biblischen Theologie, der Religionsgeschichte und des Schriftglaubens vollziehen sich seit dem „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß wesentliche Umwälzungen, — sie berühren ihn so wenig, wie die Denkwendungen, die mit den Namen der „Tumultuanten“ Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer, Friedrich Theodor Vischer, Arnold Ruge verbunden sind. Eines ihrer Bücher, Feuerbachs „Wesen des Christentums“ (1841), hat er gelesen. Die zahlreichen Anstreichungen in seinem Exemplar zeugen von seinem Unwillen. Zu S. 7 bemerkt er: „Hier war er besoffen“; zu S. 9: „Noch immer besoffen.“ Nirgends findet er den Anlaß zu ernsthafter Auseinandersetzung. Sich in die philosophischen Streitigkeiten seiner Zeit zu mengen, das wäre so, wie wenn er den Pöbel auf der Gasse sich balgen sähe und hinabgehen wollte, um Teil an der Prügelei zu nehmen.

Der philosophische Pöbel hat ihm seine Zurückhaltung vergolten. Im breiten Strom der Hegelei verfällt sein Werk der allgemeinen Taktik des „Ignorierens und Sekretierens“. Die „Herren vom philosophischen Gewerbe“, zum Denken unfähig, roh und betäubt, eine Beute des platten Materialismus, der aus dem Basiliskenei der Hegelei herausgekrochen, — was sind sie anders, als eine untertänige Gesellschaft von Erwerbsdienern, ängstlich bemüht, das Echte und Wahre zu unterdrücken, mit unverbrüchlich bewahrtem Schweigen zunächst, später mit Schmähungen, voll Gift und Galle, wobei sie, was an Witz abgeht, durch Lügen ersetzen? Und was anders können sie in ihm sehen, als den Kaspar Hauser, der ihnen eines Tages doch entspringen wird, oder als Asmodäus, das Teufelchen im Fläschchen, zu dem der Mann spricht: „Ich weiß, kommst du heraus, so holst du mich?“

Seit der Göttinger Universitätszeit hat er sich immer wieder mit den Naturwissenschaften beschäftigt und Kenntnisse erworben, wie sie seit Aristoteles nur wenige Philosophen besessen haben, — vielleicht Descartes, vielleicht Leibniz. Doch das aufsteigende Zeitalter der Naturwissenschaften läßt ihn beiseite. Ludwig Büchner bescheinigt ihm platterdings eine „totale Unkenntnis aller physischen und physiologischen Vorgänge und Verhältnisse der Natur und des Tierkörpers“ (1855). Er selbst freilich hat für die „Herren vom Tiegel und der Retorte“ wenig freundliche Worte übrig. Sie sind Apothekerburschen und Barbiergesellen, Pillendrechsler und Pflasterschmied,

Ignoranten mit einem kindlich naiven Realismus, die auf der Grundlage des Katechismus und der Affenregister „dreist in den Tag hinein dogmatisieren, über Seele, Gott, Weltanfang, Atome u. dergl., als wäre Kants Kritik der reinen Vernunft im Monde geschrieben und kein Exemplar derselben auf die Erde gekommen“. Moleschotts „Kreislauf des Lebens“ ist „kraß, unwissend, roh, plump, ungenau, überhaupt knotenhaft“, und Büchners „Kraft und Stoff“ „ganz im selben Geist. — Diese Lumpen vergiften Kopf und Herz zugleich und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht“.

Er stößt am Ende alle vor den Kopf, die Männer des aufsteigenden Nationalbewußtseins und die Jungdeutschen, die Männer des Fortschritts, die Männer von 1848, die ihm nie vergeben werden, daß er die Revolution als „Aufruhr und Empörung“ abgetan hat, als Preisgabe mühsam erworbener Schutzwehren gegen primitivste Leidenschaften. In den Jahren nach 1848 werden die Leitworte geprägt, in denen die landläufige Vorstellung von Schopenhauer Ausdruck findet. Man spricht von dem vermeintlichen Verfechter einer „tatlosen Beschaulichkeit“, dessen „Pflichtenlehre auf den moralischen Mut des Couponabschneidens gegründet“ sei (Gutzkow 1860), von dem Mann der Reaktion, und allgemeiner und immer häufiger mit einem Schlagwort, das in das Urteil der kommenden Jahrzehnte eingeht, von dem Vertreter eines müden, lähmenden, kulturfeindlichen Pessimismus. Man begibt sich auf die Ebene der Gesellschaftskritik und der Tagespolitik: Schopenhauer, der Sachwalter des untergehenden Kleinbürgertums, der Denker, der mit Wagner und Nietzsche den Vorraum des Faschismus beherrscht (Ernst Niekisch 1946), oder schließlich der Vertreter eines „imperialistischen Mystizismus“ (Ernst Fischer 1946), einer Welterlösungsmystik, die in hemmungslosem Machtstreben und barbarischer Verherrlichung der Gewalt zutage getreten sei.

Seltsame Urteile. Aber, sie zeugen fast wider Willen für eine große Wendung. Seit dem Erscheinen seines letzten Werkes, der „Parerga und Paralipomena“ ist Schopenhauer in eine jahrzehntelang versagte Beziehung zur Gegenwart eingerückt. Die Zeit des Ignorierens und Sekretierens ist zu Ende. Man schweigt nicht mehr, man greift ihn an, man stimmt ihm zu, und es gehört zu den Merkwürdigkeiten seiner Wirkung, daß nicht nur die Gegnerschaft ein fortdauerndes Mißverständnis seines Denkens bringt, sondern ebenso der späte Ruhm, der das letzte Jahrzehnt seines Lebens füllt und seinen Namen in die Zukunft trägt. Der Pessimismus, der die Jahrzehnte nach dem Schicksalsjahre 1848 bestimmt, die Umbildungen, die seine Lehre erfährt, ihre häufige Verkehrung ins Gegenteil — was hat er selbst damit zu tun? Er prägt das Wort von der „Komödie seines Ruhmes“, er weiß, daß der tiefe Gegensatz zu den Zeitläuften bestehen bleibt, auch wo man ihn zu Überbrücken sucht. Vieles wird über ihn geschrieben, es gibt Vorlesungen und Preisaufgaben über seine Lehre, sein Bild, seine Tischgespräche finden den Weg in Zeitungen und Zeitschriften, alte und neue Anekdoten knüpfen sich an seinen Namen. Er läßt sich solche Zeugnisse der Anerkennung gern gefallen, er freut sich, wenn ein Advokat in Danzig, ein Gutsbesitzer wie Wiesike, ein Stellmacher seiner Lehre huldigen. Er hat für Gelehrte geschrieben und sieht nun, wie seine Lehre überall ins Volk dringt und, nicht zu vergessen, wie

die Verlegenheit der Philosophieprofessoren immer größer wird. Aber er überschätzt dies alles nicht. Immer bleibt ein Gefühl der Fremdheit und Geschiedenheit, auch wo er etwas wie innere Verwandtschaft spüren muß, und selbst wo die Wirkungen seines Denkens ihm entgegen kommen. Einen Abend lang sitzt er mit dem verehrten Rossini, dem Meister der Melodie, des für Schopenhauer entscheidenden Elements der Tonkunst, an der Tafel; er spricht kein Wort mit ihm. Richard Wagner aber scheut sich nach der schlechten Aufnahme, die sein Ring bei Schopenhauer gefunden hat, ihn bei der Durchreise durch Frankfurt aufzusuchen. Und der Besuch Hebbels fällt wenig erfreulich aus.

So geht er in die Nachwelt ein, und auch im Siegeszug der Nachfolge wird er noch immer von alter und von neuer Fehldeutung begleitet sein, ein ungewisses Gegenbild der sich wandelnden Wünsche und Sehnsüchte der Zeiten. Als Nietzsche sein Bekenntnis zu Schopenhauer ablegt, geschieht es in der Form einer unzeitgemäßen Betrachtung. Und das Zeichen des Unzeitgemäßen ist ihm geblieben, mit allen Möglichkeiten zur Mißdeutung in Ja und Nein, zu jeder Anpassung, die Tag und Stunde fordern werden, dem Eigentlichen in Person und Werk immer fern und fremd, und immer ferner, immer fremder und beziehungsloser von Jahr zu Jahr, von Urteil zu Urteil, je mehr das Wenige, das die „Welt als Wille und Vorstellung“ mit dem Umkreis ihres Werdens verbunden hat, im Wandel der Meinungen versinkt.

Ein sonderbarer Vorgang: dieses Fortrücken der frühen Leistung unter die wechselnden Zeichen immer späterer Zeiten! Eine Wirkungsgeschichte, die gleichsam abseits des Werkes verläuft, und auf der andern Seite ein Werk, das ohne Wandlung, ohne Entwicklung wie in der Jugend noch im Alter und noch im Tode dasteht, unveränderlich und unberührbar, eines der großen Sinnzeichen des Menschentums, die sich in der Wirklichkeit nie verbrauchen und denen eben darum ewige Wiederkehr beschieden ist.

*

Die meisten Beiträge dieses Jahrbuchs können, im Sinne dieses Deutungsversuchs, als Beiträge zur Erhellung der Wirkungsgeschichte verstanden werden.

Auch in diesem Jahre haben wir dem Amt für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung der Stadt Frankfurt am Main für einen namhaften Druckkostenzuschuß aufrichtig zu danken.

München

Arthur Hübscher